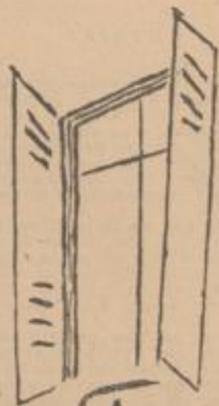


Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher neue Zeitung. 1947-1949 1947

3 (31.10.1947) Das Fenster



Das Fenster

BEILAGE „SÜDDEUTSCHE ALLGEMEINE“ Nr. 3

Vor dem Zusammenbruch so gut wie unbekannt, hat Ernst Kreuder mit seinem Novellenband „Der schwabende Weg“ und seinem Roman „Die Gesellschaft vom Dachboden“ im In- und Ausland Aufsehen erregt. Der Roman ist für die Übersetzung ins Englische ausgewählt worden. „Der schwabende Weg“ ist eine der wenigen schöpferischen Bücher, die das Problem Jugend gestalten und nicht besetzen. Man wird heute in dem weitgespannten Kreis der Jugend, in den Alters von etwa 15-25, Männern wie Kreuder, Friedrich Kayser, die in dieser Nummer unserer Beilage zu Worte kommen, gern Gehör schenken, ebenso einem Pius Fischer, der die innere Berechtigung zur Meinung und Weisung hat. In welchem Sinne ist diese Beilage der Jugend zugeordnet.

Der Krieg ist aus ...

Von Ernst Kreuder

Leser Mann, Friedrich Heun, war wie Hunderttausende aus Krieg und Gefangenschaft zurückgekehrt und fand sich noch nicht zurecht. Er sah, der Krieg war aus, der Frieden war im Land wie die Stille in der Luft, aber er fand seinen Frieden nicht. Er fand keine Ruhe, noch immer ging es in ihm weiter, was lange aufgehört hatte, auch in der Stube, auf dem grünen, alten Sofa, dort konnte er tagelang sitzen, den Federhalter in der Hand, das weiße Papier vor sich, und er schrieb keinen Satz, oder er trieb sich auf den Feldern herum, lief über die Landstraßen, saß in Wirtschaften und redete mit den Leuten, und noch im Schlaf warf er sich herum wie vor einer heulenden Granate, im Traum hetzte ihn die Ruhelosigkeit vor sich her. Freunde und Bekannte, die er besuchte, um zu sehen, wie es ihnen ging, klagten über die Verhältnisse, waren wieder die alten und dankten dem Himmel, daß sie mit heller Haut zurückgekommen und daß der unseltsame Krieg zu Ende war. Nur er allein, so schien es, war nicht wieder der alte, er wollte, er würde es auch nicht wieder, wo ist der hingekommen, der ich war, dachte er oft, untergegangen, und der, der ich nun bin, wo ist der hergekommen? Einmal traf er in der Stadt einen, der nicht mehr der alte war. Ein Maler, er forderte Heun auf, mitzukommen. Sie gingen in eine zerstörte, leere Fabrik. Die Halle hatte kein Dach und die Fenster keine Rahmen und kein Glas, und das Unkraut wuchs darin. In der Ecke stand ein zerbrochener Lastwagen mit zerfetzter Bereifung. Ein Stück von einer Leiter mit drei Sprossen lehnte dagegen. Sie stiegen in den Lastwagen, über dem hinteren Rest von einer Plane hing. Hier stand eine Bank und ein Tisch aus Kistenbrettern und in der Ecke lag Stroh.

Auf dem Tisch eine Büchse, aus der Schnittlauch wuchs. Sie setzten sich auf die Bank und der Maler sagte:

„Wie findest du diesen Sparofen? Konservbüchse mit doppeltem Boden, der obere als Rost, hier unten schiebt man Holzstückchen rein und von oben den Topf, die kleinere Konservbüchse, so sitzt sie auf dem Feuer. Ich weiß, was du sagen willst, gedulde dich. Ich lebe zur Zeit von Wildgemüse, verachtetes Unkraut, wächst überall und das Jahr hindurch, und keiner kümmert sich darum. Mit den Teesorten ist es schon anders, die sammelt man, aber es wächst genug davon, unter der Bank steht eine Reihe Konservbüchsen, Brombeer, Kamille, Pfefferminz. Auch Heilkräuter. Obst liegt unter den Bäumen; sobald es Pilze gibt, durdstreife ich die Wälder. Aber dies alles nebenbei. Ich weiß, du suchst mein Malgerät, meine Bilder. Ich male nicht mehr, das hat aufgehört, damit ist Schluß. Schreibst du vielleicht noch Novellen?“

„Ich habe es versucht“, sagte Heun, „ich finde mich noch nicht wieder damit zurecht.“

„Du findest dich noch nicht wieder zurecht“, sagte der Maler, und Heun betrachtete das magere, braune Gesicht mit dem grauen Spitzbart, blickte in die scharfen blauen Augen des Malers, die jetzt im Triumph leuchteten, ein bitteres und wütendes Leuchten, „man kennt das, du bist noch etwas verstört, aber dann wirst du wieder ins alte Geleis kommen und munter deine Romane und Novellen schreiben. Ich male nicht mehr. Willst du mir sagen, für wen ich malen sollte? Für diese Konkursmasse, für diese Bankrottgesellschaft, die wieder einmal einen Krieg von Stapel ließ? Kunst, Kultur, es ist ein Witz, Wissenschaft, es ist zum Lachen. Haben Kunstwerke den Krieg verhindern können? Nicht um einen Tag. Und keiner hat den Mut, das zuzugeben.“

Keiner hat den Mut, es Ihnen zu sagen, keiner sagt, was sie nötig haben. Kunst haben sie nicht nötig. Sie erbauen sich daran, sie lassen sich in gebobene Stimmungen versetzen, bewelsen sich ihr höheres Empfinden, fühlen sich musisch, und dann wird ungerührt weiter gewurschelt, alle wurschelten sie weiter, bis es dann eines Tages wieder so weit ist, daß sie vom Stühchen fallen, weil geschossen wird. Kunst haben sie nicht nötig, man kämpft sich durchs Leben. „Leben heißt Kämpfer sein“, und wie diese gottverdammten Sprüche hießen. Es hat noch keiner

gesagt: „Leben heißt Künstler sein“. Wenn die Kunst mal eine Aufgabe hatte, einen Sinn, aber man kann es bestreiten, dann diese, die Abgesunkenen zu einem besseren Leben aufzurufen, wenn sie in der Wurschelte versackten. Dann sagte das Kunstwerk zu dem, der es hören konnte: „Du mußt dein Leben ändern!“ Aenderten sie ihr Leben? Sie wurschelten weiter. Zwischendurch in die Uraufführung, in die Sinfonien, in die Museen, Geschwätz bei Tee und Kuchen, der neue Roman, die Neuausgabe, auch die alten Dichter wurden mal wieder Mode, man kaufte Bilder, man bereiste die Münster und wurschelte weiter. Daß den Malern die Hände verdorrten und die Dichter den Star bekamen, die Bildhauer Gehirn-erweichung und die Musiker ertaubten, es war doch alles für die Katz, was sie sich abgerungen haben. Von meinen Landschaften hieß es, sie seien eruptiv, ein Schmelztiegel von Farben, übersteigert, künstlerische Besessenheit, die Leidenschaft der Wahrheit und wie der hochtrabende Schmus sonst lautete, in den Elmer, für die Katz. Ich wurde nicht uk-gestellt, ich machte den Krieg mit, und als ich zurückkam, bekam ich die Quittung dafür, daß ich mich einem Wahn ausgeliefert hatte, einer Besessenheit, daß ich gemalt hatte. Die Quittung lautete über ein zertrümmertes Haus, das einst mein Heim gewesen, und über ein Reihengrab, in dem meine Familie ruhte, in Pappsärgen beigegetzt. Wiedersehen war unsere Hoffnung! Sie haben geliefert an Landschaften, siehe Anlage, und Sie erhalten einen Schutthaufen und ein Reihengrab. Glaub mir, ich komm nie mehr darüber weg. Aus. Hier bleib ich in dieser Ecke oder ich hing mich auf. Zum Ausgleich Ihres Kontos. Sag mir doch, was ich hätte tun sollen: Nicht malen, nein, alles andere als malen. Höllenmaschinen mit hochwirksamem Sprengstoff, kleine handliche Höllenmaschinen, die hätte ich im Keller bauen sollen. Und dann hinein damit in die Konzertsäle! In die Festspiele! In die Kunstausstellungen! Denn dort wurde etwas vorgetäuscht, was es nicht gab, der geläuterte Mensch, der friedfertige Mensch, der musische Mensch. Und die meisten waren entweder verbrecherisch dumm und gebildet oder tiefstinnig und schwach auf der Brust, oder überhaupt oberflächlich und vornehm, ahnungslos, und sie merken nicht, was um sie herum vorgeht, was gespielt wird, das läßt ihr Tiefsein, ihre Würde, ihre Kunstbegeisterung nicht zu. Gelehrte Untersuchungen halten sie von banalem Leben fern. Bis dann eines Tages marschieren und geschossen wird, und dann gleich gründlich und mit Ausdauer. Vielleicht hätten ihnen die Explosionen in den Erbauungsstätten den Schimmer einer Ahnung gegeben, daß da was nicht stimmte, daß Frieden und Ordnung nur Fassade waren, hinter der geräuselt wurde, und die Kunst ein Schlammloch. Ich bitte dich. Der Schutt wird weggeräumt, die Toten wurden begraben, der Wiederaufbau macht Fortschritte, und nun, meinst du, kann es ja wieder fröhlich losgehen mit der Kunst. Nein, mein Lieber, wir brauchen keine Kunst, wir brauchen Gerichtshöfe. Und die erste Frage, die dort an dich gerichtet wird, lautet: „Was haben Sie getan, um den Krieg zu verhindern?“ Und du wirst dein Gewissen prüfen und sagen müssen: „Landschaften. Ich habe Bilder gemalt, Landschaften.“ Also hast du nichts dafür getan. Und die zweite Frage wird lauten: „Was gedenken Sie zu tun, um einen künftigen Krieg zu verhindern?“

Heun unterbrach den Maler und sagte:

„Und wenn ich diese Frage jetzt an dich richten würde, hier in deinem Lastwagen, angesichts deines Sparofens und deiner Kräutersammlung?“

„Du sollst sie stellen“, sagte der Maler, „und es sieht vielleicht auf den ersten Blick so aus, als hätte ich mich wieder der Verpflichtung entzogen, alles zu tun, um an der Verhü-

tung eines Krieges mitzuwirken, diesmal nicht hinter dem Kunstschaffen verborgen oder hinter gelehrten Abhandlungen, sondern in selbstgewählter Einsamkeit, ledig und los, der Büßer im Lastwagen, der Robesser in Sandalen und Kniehosen und Prophetenmähne, nein. Ich habe mich nicht entzogen in würdevolle Unnahbarkeit und milden Tiefsein, sondern ich habe das Visier geöffnet, ich habe mich nicht nur gestellt, sondern ich greife an, ich rede mit den Leuten, ich stelle harmlose Fragen, die peinlich sind, ich dränge mich ihrem Gewissen auf, unauffällig muß man es tun, sonst verschließen sie sich, denn ich brauche ihr Vertrauen, um es dann zu ihrem Heil zu mißbrauchen. Du kannst auch sagen, daß ich predige. Ich bin arm, ich bin niemand mehr, ich will keine Sekte gründen, ich habe keine Tracht und keinen Glauben, ich will nicht bekehren, ich will sie nur unruhig machen, unsicher, ich will sie aus ihrer muffigen Vermessenheit, aus ihrer verdammten Gleichgültigkeit aufscheuchen! Auf die Kunst kommt es nicht mehr an, aber auf die Gewissensangst, auf die Herzensnot, auf Furcht und Zittern. Ich werde ihnen keine Drohbriefe schreiben oder die schwarze Hand auf die Haustüre malen, ich werde mich nur mit ihnen unterhalten und unbehagen sein, denn ihre Bequemlichkeit hat uns der Vernichtung ausgeliefert!“ Der Maler schwieg. Er hatte, während er sprach, den Sparofen mit Papierschnitteln und Holzstückchen gefüllt und angezündet, nun kochte das Wasser schon, und er warf eine Handvoll getrocknetes Pfefferminzkräutlein hinein, zog die Konservbüchse an dem Henkeldraht oben aus dem Sparofen heraus und stellte sie auf den Tisch.

Friedrich Heun dachte über die Worte des Malers nach, während er ihm bei diesen Handlungen zusah. Da er selbst noch nicht den rechten Weg gefunden hatte, fand er die Stelle nicht, wo er den Maler widerlegen mußte. Denn so ging es ja auch nicht. Da hatte sich einer festgebissen, weil er zuviel geschluckt hatte, da hatte einer der Welt den Krieg erklärt, weil ihn der Krieg vernichtet hatte. Gewissenserweckung war notwendig, und es kam auf einen wachen und anständigen Wandel an, aber darüber hinaus? Er sah zu, wie der Maler den Pfefferminztee in kleine Blechdosen füllte und es schauderte ihn. Hier kochte einer mit Sparofen, der seine Rache nehmen wollte an den Mächten der Zerstörung.

„Ich habe einmal einen Spruch gelesen“, sagte Heun und trank den heißen Tee, „er lautet: ‚Ubi onus, ibi sonus‘, wo das Leid, da das Lied. Es wird immer wieder entstehen, das Lied, ob nötig oder nicht, und wenn es nicht mehr auf die Kunst, auf die Poesie ankommt, worauf kommt es denn dann überhaupt noch an? Wenn du die Poesie aus dem Leben austrottest, dann ist es nur noch praktischer Betrieb. Der saubere Wandel ist notwendig, und ich dachte, daß das geläuterte Leben zum Kunstschaffen führe, und die Kunst wiederum ihren Sinn darin hat, das Leben zu läutern.“

„So haben wir alle gedacht“, sagte der Maler, „bis aus dem Himmel der Läuterung Dynamit und Phosphor fielen. Solange hier nicht alles in Ordnung ist, darf kein Bild gemalt und kein Gedicht geschrieben werden, sonst wird diese Ordnung nur wieder vorgetäuscht und dem Verhängnis Vorschub geleistet. Verlaß dich drauf, ich werde ihnen zusetzen, ich werde sie aus ihrem Schlummer wecken, und wenn ich selbst dabei in die Binsen gehe! Ich habe auch einmal einen Spruch gelesen, und er hieß: ‚Wenn die Leute das Fürchtbare nicht fürchten, so naht das große Fürchterliche‘. Ich will ihnen das Fürchten wieder beibringen!“

(Der Roman Ernst Kreuders „Die Gesellschaft vom Dachboden“ und der Novellenband „Der schwabende Weg“ erschienen im Rowohlt-Verlag, Stuttgart und Hamburg.)

ZEICHNUNG VON HELMUT LORTZ, DARMSTADT

Die Jugend in der Wiehle der fächtigen Zeit — das ist der Sinn der Zeichnung, die der Künstler schuf, als er Kreuders Novellenband „Der schwabende Weg“ gelesen hatte. Es ist ein Bild, auf dem das Auge des Betrachters scheinbar spazieren gehen muß, um die Gedanken des Zeichners in ihrer ganzen Fülle noch einmal in sich selbst nachzuprüfen und mitzugestalten. Von H. Lortz ist im Juli/August eine viel besuchte Ausstellung, Malerei und Graphik, in Darmstadt gezeigt worden.



STUNDE UND ORT SIND IN EINEM FORT.

Ueber die Vernunft

Von José Ortega y Gasset

Der große spanische Kulturphilosoph José Ortega y Gasset, dessen Bücher in Deutschland eine weite Verbreitung gefunden haben, schreibt in seinem Buch „Geschichte als System“: Seit mehr als einem Jahrhundert gebrauchen wir das Wort „Vernunft“ in einem immer tiefer herabsinkenden Sinn, und der Glaube erscheint als das Gegenteil der Vernunft. Wir vergessen, daß die Vernunft zu ihrer Geburtsstunde in Griechenland und zur Zeit ihrer Wiedergeburt im 16. Jahrhundert die radikale ungeheure Überzeugung enthielt, daß in der Vernunft der Mensch unzweifelhaft in Verbindung mit der absoluten göttlichen Ordnung des Kosmos stand, daß durch das Mittel des physikalischen Denkens die kosmische Natur im Geist des Menschen ihr fürchterliches Geheimnis verlor. Die Vernunft war ein Glaube. Daher, und nur daher konnte sie den religiösen Glauben bekämpfen. Umgekehrt aber hat man verkannt, daß auch der religiöse Glaube Vernunft war, weil man sich von letzterer eine enge und zufällige Vorstellung gemacht hat. Man behauptete, daß Vernunft nur war, was in Laboratorien Einlaß fand oder in den Kabbalisten der Mathematiker. Diese Behauptung war, wie wir heute sehen, lächerlich genug und erscheint wie eine der tausend Formen von geistigem Provinzialismus. Die Wahrheit ist, daß das Spezifische religiösen Glaubens auf einer so begrifflichen Konstruktion ruht, wie es nur die Diktatur der Physik sein kann. Es erscheint mir im höchsten Grad überraschend, daß es bis heute keine Darstellung des Christentums als reinen Ideensystems gibt — ich kenne wenigstens keine —, so wie es eine des Platonismus, Kantianismus, Positivismus geben konnte. Wenn es eine gäbe — und es ist leicht, eine zu schreiben —, so würde man die Verwandtschaft mit allen übrigen Theorien als solchen sehen, und die Religion, also das Sittliche, wäre von der Ideologie nicht mehr scharf getrennt.

Ich höre, daß ...

Von Walt Whitman

Ich höre, daß man mich anklagt, ich wolle Institutionen zerstören.

Aber in Wahrheit bin ich weder für noch gegen Institutionen. (Was überhaupt habe ich mit ihnen gemein? oder was mit ihrer Zerstörung?)

Einzig und allein begründen will ich in Manhattan und in jeder Stadt dieser Staaten im Inland und an der Seeküste

Und in den Feldern und Wäldern und über jedem Kiel, klein oder groß, der dies Wasser furcht,

Ohne Bauwerke, Regeln, Verwalter und ohne jeden Beweisgrund

Die Institution der innigen Liebe von Kameraden.

Deutsch von Hans Reisinger.
Walt Whitman, geb. 1819 in Long Island, gest. 1892.
Siehe auch die Beilage vom 28. August 1947.

Streitgespräch vom Haß

Ich habe jene Barbaren schon immer gehaßt sagte Neovertus.

Schon immer gehaßt? Und warum, wenn ich fragen darf? gab Status zur Antwort.

Neovertus: Da fragst Du noch? Sie haben das Recht mit Füßen getreten und das Bild des Menschen vergewaltigt!

Status: Wenn man sich ihre Taten und Worte vor Augen hält, muß man zugeben, daß Du recht hast. Sie haben das Recht mit Füßen getreten und das Bild des Menschen vergewaltigt. Aber mußt Du sie darum hassen?

Neovertus: Freilich muß ich sie hassen! Wie könnte die Welt jemals besser werden, wenn wir das Böse nicht hassen?

Status: Nun, mein lieber Neovertus, hast Du Dir einmal darüber Gedanken gemacht, was der Haß denn für eine Kraft ist und woher er kommt?

Neovertus: Ich verstehe nicht recht, alter Status, wie Du so töricht fragen kannst! Weiß doch jedes Kind, daß der Haß das Zeichen unserer Feindschaft gegen das Böse ist.

Status: Ich bin begierig zu erfahren, wo er herkommt und wie er entsteht. Ist der Haß denn ein Gedanke oder ein Gefühl?

Neovertus: Schrügg sind Deine Fragen! Man merkt, Du wirst alt, mein Lieber! Aber wenn Du unbedingt willst, daß ich es sage: der Haß ist natürlich ein Gefühl.

Status: Sehr gut, der Haß ist ein Gefühl. Und was ist die Liebe?

Neovertus: Das ist doch klar! Die Liebe ist das entgegengesetzte Gefühl.

Status: Schön. Wir wollen uns dieses Gefühl etwas näher betrachten.

Status: Hervorragend! Die Gleichgültigkeit ist das Fehlen eines Gefühls. Nun, wenn Du mir noch etwas Zeit gönnen willst, lieber Neovertus, wollen wir uns diese Gefühle doch noch etwas näher betrachten.

Neovertus: Viel Zeit hab ich zwar nicht. Aber wenn Du unbedingt willst... Nur weiß ich noch gar nicht, was das alles soll und worauf es hinausgeht.

Status: Nur Geduld! Du hast mir gesagt, daß Liebe und Haß einander entgegengesetzt seien. Also liegen sie auf einer Ebene. Diese Ebene nenne ich die Neigung. Für Liebe können wir dann Zuneigung sagen und für Haß Abneigung. Neovertus: Meinetwegen.

Status: Und das Organ, mit dem Du die Neigung erfassest, ist das Gefühl.

Neovertus: Wenn Du so willst...

Status: Ich will es versuchen. Was ist noch nötig, damit das Licht für uns Bedeutung gewinnt?

Neovertus: Ein Gegenstand, auf den es trifft. Status: Richtig. Und wie sieht es mit unseren Gefühlen, Liebe und Haß?

Neovertus: Sie bedürfen eines Gegenstandes, um wirken zu können.

Status: Einverstanden. Doch wollen wir jetzt noch erfahren, was das für Gegenstände sind, an denen sich unsere Gefühle entzündend.

Neovertus: Nun, das können alle möglichen Dinge sein.

Status: Das glaube ich nicht. Denn wenn jeder beliebige Gegenstand in uns Haß oder Liebe oder irgend ein anderes Gefühl erregen könnte, dann würden wir uns ganz auflösen in tausend Gefühlen, Haß und Liebe treffen nicht auf beliebige Gegenstände, sondern nur auf solche, die uns etwas angehen.

Neovertus: Ich kann Dir nicht widersprechen.

Status: Und welche Dinge sind das nun, die uns etwas angehen?

Neovertus: Das würde ich gerne von Dir erfahren!

Status: Versuchen wir erst einmal, etwas über den Gegenstand der Liebe zu lernen. Kann ein Mensch denn eine Pflanze lieben?

Neovertus: Gewiß kann er das.

Status: Aber wenn er außer der Pflanze, die er liebt, noch einen Hund hat. Was wird er mehr lieben, Pflanze oder Hund?

Neovertus: Ich möchte meinen, den Hund.

Status: Und warum, meinst Du?

Neovertus: Weil der Hund lebendiger ist, und man an ihm nicht nur seine Gestalt, sondern auch seine Regungen lieben kann.

Status: Sehr gut: lebendiger und dadurch uns ähnlicher. Wenn dieser Mensch aber nun ein Mann ist, und außer Pflanze und Hund liebt er noch eine Frau: Wird er dann den Hund oder die Frau vorziehen?

Neovertus: Ich hoffe, er sieht die Frau vor, die ihm lieblich und gelöst ergänzt.

Status: Du sagst, sie ergänzt ihn, darum liebt er sie am meisten. Dann wäre die Liebe die Sehnsucht danach, ein Ganzes zu werden, und der Gegenstand der Liebe wäre das leibgewordene Symbol dieser Sehnsucht nach dem Ganzen, dem Guten, Woher nimmt nun aber der Mensch seine Vorstellung von diesem Guten, diesem Ganzen?

Neovertus: Mir scheint, sie ist ihm angeboren, schlummert zunächst in ihm und wächst mit seinem Wachstum.

Status: Also fasse ich zusammen: Die Liebe ist die Sehnsucht nach dem Ganzen und Guten, dessen Vorstellung uns eingeboren ist und sich mit uns entwickelt. Doch nun sage mir, ist denn im Menschen nicht auch Schlechtes und Wirres und etwas, das sich der Ganzheit widersetzt?

Neovertus: Leider ist es so. Doch mach es kurz jetzt, wenn ich bitten darf!

Status: Jetzt nutzt Dir Deine Ungeduld nichts mehr. Nun mußt Du schon die Sache mit mir zu Ende bedenken. Antworte mir darum:

Was ist der Gegenstand des Hasses?

Neovertus: Vielleicht das leibgewordene Symbol des Schlechten im Menschen und des der Einheit Entgegenwirkenden?

Status: Ganz recht! Also kann das Menschen Haß nur solche Gegenstände treffen, die das in ihm befindliche Schlechte symbolisieren. Oder: er schafft seinen Teufel selbst, indem er seine persönlichen Schwächen und all seine Eigenschaften, die ihm unwert erscheinen und gegen die er sich wehrt, hineinprojiziert in den Gegenstand seines Hasses.

Du aber sagtest eingangs, Du hasset jene Barbaren. Also fahnde in Deinem eigenen Herzen nach der Barbarei, die Dich veranlaßt, in jenen Deine Teufel zu sehen. Spürst Du sie auf und überwindst sie durch das Gute, so wird es gar keine Barbaren mehr geben in Deiner Welt. Wer Dir begegnen wird und tritt das Recht mit Füßen und schreit nicht das Bild des Menschen, den wirst Du nicht mehr hassen, sondern bekehren, wie Du Dich bekehrst hast.

Neovertus (steht auf die Uhr. Erschrecktheit heuchelnd).

Status (lächelnd): So... nun geh zu Deinen... wichtigen Geschäften!

Hugo Schliaglatwsk.

IHR JUNGEN

Von Friedrich Kayssler

Auf den Schreibtisch kommt ein Brief von Friedrich Kayssler. Aus dem Reich einer Korrespondenz. Wer selbst so manches Mal mit ihm zusammengetroffen ist, Briefe von ihm empfangen, Briefe an ihn geschrieben hat, wird beim Lesen der Zeilen sehr feines, großzügiges Gesicht vor sich sehen, das mit zunehmendem Alter den inneren Adel dieses besonderen Menschen immer stärker ausstrahlt. Er wird seine Stimme beim Lesen hören, die leise, verhaltene, etwas gebrochene Stimme, die sich im Affekt, auf der Bühne und im Privatleben so stählern recken konnte, wenn es galt, gegen irgend ein Unrecht anzugehen. Wer nur von seinem Namen weiß, ihn vielleicht in dem vor wenigen Monaten überall viel gespielten Robert Schumann-Film „Trübsmetz“ noch einmal im lebendigen Bild gesehen hat, wird sich sowohl seines Gesichtes, wie seiner Stimme erinnern. Dieser große Schauspieler, feinfühlig, bescheidene Dichter und weise Philosoph ist in den Kämpfen um Berlin im Mai 1945 vor der Tür seines Hauses um sein Leben gekommen. Er sagte einmal nach einem besonders schweren Bombenangriff mit einer leiseren Ruhe und Heiterkeit, wie sie nur ihm zu eigen war, „Ich stehe gut mit dem Tod“. Diese seine Worte schalten durch den Brief, den wir veröffentlicht haben und der drei Tage vor seinem 71. Geburtstag und wenige Wochen vor seinem Tode geschrieben wurde, eine große, verkündende Botschaft. mg.

Vor einer Woche erst sind Sie hier abgefahren, und das, was uns damals noch spärliche Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen war, ist inzwischen zerbrockelt.

Der Geschichtsdonner ist aus dem Osten unaufhörlich vernehmbar. Abgerissene Menschen mit grausam verzerrten Gesichtern begegnen mir täglich auf meinem Weg zum Friedhof, auf dem Weg zum Teufelwald, auf dem wir noch vor einer Woche gemeinsam und vertrauensvoll gesprochen haben. Gräßlicher Verfall kündigt sich allenthalben an, bei Menschen und Häusern. Alle Bande brechen, auch die des Vertrauens.

Das ist schwer. Ich weiß nicht, ob Sie diesen Brief je erreichen wird, weil ich aber glaube, daß zu unserem letzten Gespräch — in der Nacht vor Ihrer Abfahrt — noch etwas gesagt werden muß, schreibe ich ihn, gewöhnlich unter dem Eindruck meiner Begegnungen und Gesesse, was mich umgibt.

Ich höre Sie noch und immer wieder sagen: „Ja, was wird kommen für uns Junge? Was wird sein, wenn dies alles zu Ende ist? Wer wird anfangen können? Wer wird überhaupt aus diesem bösen Traum aufwachen? Wer wird uns beim Aufstehen helfen?“

ALT UND JUNG

Von Plus Fischer

Dr. Plus Fischer ist Benediktinerpater und Lehrer der neueren Sprachen am Gymnasium Ettal. Spezialgebiet: Altiranische Übersetzungen, lateinische Textkritik. Die Gedanken über „Alt und Jung“ sind einem umfangreichen Essay entnommen, das in der Vierteljahresschrift „Für Kultur und Geisteswissenschaftlichen Geistes Welt“ (Fischer-Verlag, München-Pasing) erschienen ist und, wie der Auszug zeigt, ausgezeichnete Diskussionsgrundlagen enthält.

Groß ist die Verantwortung der älteren Generation gegenüber den Jungen. Es ist verständlich, daß eine weniger tiefdenkende Jugend leichter auf eine Selbstopferung der Technik verfällt, als das Alter, dem bereits seit Jahrzehnten die Gefahr mechanistischer Weltanschauung dümmert. Es ist klar, daß wir nicht künstlich den Stand der modernen Technik zurückschrauben können noch wollen — denn der Beitrag der Technik an Kulturgütern ist nicht als gering anzuschlagen. Aber wir müssen versuchen, der Jugend klar zu machen, daß die Technik sich in das Ganze der Kulturwelt einzureihen hat, ohne jense humanistische Menschheitsbild zu zerstören, das sich aus den Komponenten der Antike, der alten Mittelmeer-Kulturen, des Judentums, Griechen- und Römertums und der christlichen Weiterentwicklung herausgebildet hat.

Die Jugend wird leichter geneigt sein, das Urteil großer Techniker und Erfinder, wie etwa Marconi oder Diesel, anzunehmen, die trotz eigener technischer Höchstleistungen ihre Kasandrarufe erhalten haben, um die Menschheit vor einer verderblichen Überschätzung der Technik auf Kosten sinnvoller Menschseins zu warnen. Alles, was die Geisteswissenschaften, die Kunst, die Weltanschauungen und die Religion an Werten bieten können, muß mobil gemacht werden, um gegenüber dem Rationalismus einer neuen Verinnerlichung zu dienen, die Ehrfurcht vor dem einmaligen Leben aller Gottesgeschöpfe zu wecken, die Freiheit der Entscheidung zu wahren gegenüber der öffentlichen Meinung in Presse und Rundfunk, in der Natur und ihren Gaben nicht nur nutzbare Stoffe, sondern auch geheimnisvolles Leben und schönheitsstrunkenes Walten und Weben göttlichen Kräfte zu sehen.

Wir haben zu wenig auf unsere großen Dichter gehört. Denken wir nur z. B. an W. Raabe, der den Grundtypus des innerlichen Menschen immer wieder seinem Volke vor Augen stellte!

„Das Ewige ist stille, laut die Vergänglichkeit; Schwellend geht Gottes Wille über den Erdenstreit.“

Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm dabei, auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit, das wahre Glück und das echte Heldentum. Unbemerkte kommt alles, was Dauer haben wird in dieser wechselläufigen, lärmvollen Welt voll falschen Heldentums, falschen Glücks und unechter Schönheit.

Dabei kommt uns Älteren bei unserer Aufklärungsarbeit eine gewisse Skepsis der reiferen Jugendlichen gegen allzugroße Technisierung des Lebens durchaus entgegen. Von unseren Technischen Hochschulen werden solche rückhaltlosen Ercheinungen gemeldet, wie sie übrigens Rufstandkennner auch von der mit Technik übersättigten bolschewistischen Jugend berichten. Die Katastrophe der neuesten Zeit stellt uns aber ganz akute Fragen. Wir sind uns sehr wohl bewußt, daß eine verbitterte, hungernde und in ihrem Innersten erschütterte Jugend uns die Lösung dieser Fragen nicht leicht machen wird. Aber daß die Erziehung der Jugend das drängendste Problem ist, wissen nicht nur wir selber, sondern auch führende Stellen der Siegermächte, die manches Vorteilhafte zugunsten unserer Jugend unternahmen, was wir dankbaren Herzens begrüßen.

Heldentum des Friedens

Eines der heikelsten Probleme ist die Beseitigung des in unserem Volke seit Jahrhunderten durch Geschichte, Literatur, Schulbücher und Erziehung großgeachteten Militarismus. Freilich dürfen wir Militarismus nicht mit anständigem Soldatentum verwechseln. Auch ein von feinerem Unterscheidungsvermögen unbelaßter Mensch wird den Unterschied erkennen, der z. B. zwischen dem Drittreich-General Keitel und den Vertretern allen Soldatentums, wie Grotzmann, Moltke und Schlieffen liegt, wobei wir keineswegs das preußische Soldatentum jeder Prägung verherrlichen wollen. Aber die Bausch- und Bogentheorie, die mit geradezu peinlichem Mangel an Objektivität jede soldatische Haltung und zumal viele unserer tapferen Frontoffiziere schmückt, wird bei einer gesund empfindenden Jugend nur jene Resentiments verstärken, die zu bekämpfen wir uns vornehmen müssen. Außerdem scheint es, daß Militarismus kein Dienstgrad ist, sondern eine Gesinnung. Mancher Zivilbeamte zeigt sich in seinem Gebaren militaristischer als unzählige Frontoffiziere, die mit ihren Leuten in hartem Kampf durch dick und dünn gingen. Der Soldat, auch der deutsche, der ehrlich gekämpft hat, ohne ein Verbrechen gegen ungeschriebene oder geschriebene Gesetze begangen zu haben, hat Anspruch auf Achtung gemäß einer Tradition, die für alle Angehörigen jeder Armee gilt.

Was wir bekämpfen wollen, ist der Militarismus mit seiner Anhängung der Uniform, seinem Kadavergehorsam und seiner Überschätzung der Macht der Waffen. Ein klarer Begriff wahrer Vaterlandsliebe wird bei unserer Jugend die Gefahr militaristischer Gesinnung herabmindern. Wo eine verantwortungslose Regierung Millionen in den Tod bettet, hört der Opfergedanke auf. Wie der Soldat im Rahmen der Materialschlacht die Worte: Tapferkeit, Heldentum, Vaterlandsliebe nicht mehr hören wollte, so sollten wir auch heute diese Begriffe möglichst beiseite lassen und in aller Stille die Kräfte und Talente des Landes auf bessere Ziele hinlenken als ein verbrecherische Gewaltpolitik sie angestrebt hat.

Unsere Jugend muß auch begreifen lernen, daß jene vage Hoffnung auf einen neuen Krieg zwischen den Alliierten für uns Deutsche das völlige Ende bedeuten und selbst die Hoffnung auf ein Wiedererwachen des Vaterlandes vernichten würde. Es gibt ein Heldentum des Friedens, das wertvoller und ertragreicher ist als das eines Waffenganges.

Diese Gedankengänge wären Selbstverständlichkeiten, wenn wir ein demokratisches Volk wären. Aber das sind wir eben noch nicht. Und doch ist es Pflicht der älteren Generation, vor allem derer, denen die berufsmäßige Erziehung obliegt, der Jugend den tiefen Sinn der Demokratie zu erschließen, damit sie in absehbarer Zeit selbst das Ruder des Staates in die Hand nehmen kann. Das wird heute kein leichtes Beginnen sein, denn die Demokratie kommt

Es wird vieles auf Euch lasten, auf Euch Jungen, sehr vieles, der Mißmut, die Angst und die unzähligen Grauen dieses Krieges zu gleichem Maß. Ihr werdet frugig sein und ohne greifbaren Weg. Nur eines dürft ihr nie sein: gefühllos! Denn aus dem Gefühl allein werdet ihr Euch aufrichten können; auch wenn Euch dann nur mehr Wenige helfen, denn es werden nur mehr Wenige sein, die Euch überhaupt helfen könnten. Nicht der Zweifel an dem, was ihr begriffen habt und doch nicht versteht, wird wirken können, sondern nur das Gefühl — für den Wert oder Unwert des Begonnenen, des Freundes, des Werkes, das ihr tun wollt.

Die Dinge wissen, bedeutet zwar viel, die Dinge fühlen, bedeutet alles, was diese Erde uns bieten kann. Die Hohnheit, der maßlose Zorn und der Glaube, daß wir Menschen ohne Güte auskommen, werden die Hypothesen sein, die jeder von Euch aus der Vergangenheit in gestufter Last mitnehmen wird. Ihr eigenes Bekenntnis, daß Sie sich oft selbst ertappen beim willenlosen Einmünden in den allgemeinen Strom, war mir Zeugnis dafür, daß jeder in sich dieses furchtbare Erbe trägt.

Gefühl fragt nach keinem Zweck, nur nach dem Ziel fragt es. Und dieses Ziel kann nur sein: — der Mensch, auch nach all dem Zusammenbruch aller Entäußerung, die ihr an Menschen erlebt habt und erst noch erleben werdet...

Auf ihre Frage nach dem Helfer habe, weil ich, wie Sie wissen, eine arge Scheu vor dem Ausprechen letzter Dinge habe. Ich fürchte immer ein Mißverständnis, das mir bitter leid wäre für die Anderen — mir selber aber nur weh täte. Ich werde sie Ihnen aber doch sagen, weil Sie sie kennen; nur den Zusatz, dem ich anfüge, den kennen Sie nicht.

Die Antwort auf die Frage nach dem Helfer heißt einfach: Gott. Scheut Euch aber vor diesem Wort, weil es so groß ist, daß die, die es ständig im Munde führen — und wieviele tun es gerade jetzt — nicht ihn, aber sich selbst damit nur verkleinern und hilfloser machen. Er ist der Letzte. Er steht nicht greifbar vor oder neben uns. Wer das glaubt, meint einen anderen Gott, aber nicht ihn.

Das Glauben ist schwer. Durch mein ganzes Leben habe ich es gefühlt. Aber es ist schön, herrlich schön... Viele von Ihnen haben aber sogar den Wunsch nach dem Glauben abgetan, weil sie nicht wissen, um was es geht. Solange es nicht eine Kette von Wünschenden wird, solange der Glaube nicht erwünscht ist, solange glauben Sie mir, werdet ihr Jungen ohne Gefühl und damit ohne Sicht bleiben.

... wollte ich Ihnen noch sagen. Auf Ihrem Weg, von dem ich nicht weiß, wohin er Sie führt, werde ich Sie mit allen Wünschen begleiten. Ich weiß nicht, ob wir uns je wiedersehen werden. Ich habe das Gefühl, es ist nun soweit. Berlin-Kleinmachnow, am 2. April 1947.

zu uns, einem geschlagenen, verachteten, armen Volk, zusammenschließen mit Stahlhelm und Gewehr und der junge deutsche Mensch schaut sich mißtraulich diesen Segen an, der nun seine Rettung und sein Glück werden soll.

Wir müssen unsere Beweisführung für die Güte der Demokratie aus dem Gegensatz führen, um das bisherige mißtraulische Lächeln der Jugend über selbstbedingte und unangenehme Erscheinungsformen der Demokratie zu einer positiven Bejahung zu wenden. Wir haben eine Despotie hinter uns, deren falsches Herrertum, überheblicher Rasedünkel und widerliche Talmi-Heiligkeit, die gräßlichsten Verbrechen der Weltgeschichte begangen hat. Alles wurde gleichgeschaltet: die Landesregierungen, die Parteien, die Gewerkschaften, die Arbeitsverbände, die Kirchen, die Lehrerschaft, die Universitäten, selbst die Hausgemeinschaften und das Individuum. Alles war unecht, verlogen, eins nur war real: die Angst vor dem Terror.

Wenn unsere Jugend nach dem positiven Kennzeichen der Demokratie fragt, können wir ihr die Punkte nennen, die Kardinal Griffin von London in Gegenwart des Präsidenten Truman in New York äußerte:

- 1. Jeder hat die Freiheit, Kritik zu üben; die Regierung muß von Zeit zu Zeit Rechenschaft über sich selbst ablegen; Pressefreiheit, Redefreiheit, Anerkennung der Menschenwürde und der Menschenrechte, ohne Angst vor einer geheimen Polizei.
2. Alle Menschen sind Brüder, vom selben Gott geschaffen; die Nationen müssen die Rechte Gottes anerkennen.
3. Alles nationale und übernationale Handeln muß auf Gerechtigkeit und Liebe aufgebaut sein, auf den Prinzipien des Naturrechtes und der Bibel.
4. Der Wohlstand und das Gedeihen jeder Rasse und jeder Nation ist Angelegenheit aller. Mächtige müssen den Schwächeren helfen.
5. Die Friedenskonferenz soll ein Familienrat sein; nicht militärische Strategie, sondern die Wohlfahrt aller Völker soll entscheiden.
6. Rundfunk, Presse und Auslandsreisen sollen die Menschen möglichst enge zusammenführen.
7. Die Probleme werden nicht gelöst durch schöne Worte noch durch bloße Schaffung eines Bundes der Vereinigten Nationen, sondern durch inneren Anstand, der sich nach Gottes Geboten ausrichtet.

Die Begabtenauslese

In seinen Überlegungen über das Erziehungsproblem sagt Plus Fischer unter anderem: Aber eines scheint unerlässlich zu sein: daß der Deutschen Jugend mit ihrer ererbten Anlage eines form- und regelprägenden Denkens, das sich allzu leicht im grenzenlosen All verliert und so auch den Weg zu grauenhaften Nihilismus finden kann, der humanistische Grundzug, durch den Universalismus des Christentums abgerundet, nicht entzogen werden darf. Das typisch deutsche Vorurteil, daß Kinder akademischer Kreise auch wieder Akademiker werden müssen oder doch mindestens eine höhere Schule besuchen sollten, muß endlich fallen. Nur eine Begabten-Auslese kann ein gefährliches, revolutionärendes, akademisch-proletarisches Verhindern. Daß den begabten Kindern aller Volksklassen ohne Unterschied auf Stand und Vermögen die Möglichkeit zum höheren Studium gegeben werden muß, dürfte heute wohl allgemeine Erkenntnis sein.

Wie die höhere Schule keine Standesschule sein darf, so die Hochschule des Akademikers kein Privileg geistiger Liebhaber gegenüber dem Arbeiter im Schweiß seines Angesichtes. Eine Verdrittelung der Welt kann allein die Rettung aus dem drohenden Chaos bringen.

Der Student wird sich klar werden müssen, daß nicht Wissensmenge und Technik, nicht äußerer Wohlstand und sorgloser Besitz in erster Linie die Menschheitskultur garantieren, sondern die dauernde Pflege von Geist und Seele. Nur so werden Persönlichkeiten erwachen, die in klarer Erkenntnis der Gegenständigkeit von Wahrheit und Lüge, Recht und Zwang, Freiheit und Unterdrückung, Menschenwürde und Menschenverkürzung, Ordnung und Anarchie, Tugend und Sünde, Liebe und Egoismus, Gott und Satan, edles Menschentum und wahre Kultur pflegen werden.

Kehrt wieder, ihr alle!

Von Martin Kessel

Wo aber die Freuden erwachen und weben, dort ist auch ein Rufen, ein liches Erinnern, die Liebe zur Welt und die Wonne am Leben durchfluten das dunkle Geheimnis im Innern.

Wo aber die Sonne, die lachende, funkelt, dort lacht auch das Laub, auch die winzigste Wabe, es bricht aus den Blüten, von Schatten umdunkelt, das Glück der Natur, die unendliche Gabe.

Wo aber die Möwe sich schwingt von der Küste, dort schwingt auch ein Flug, eine Lust nach den Sternen, es wirbelt das Licht, und es ist so, als müßte die Erde sich drehn durchs Gedächtnis der Fernen.

Ihr Freuden, ihr Wonnen, ihr höchsten Gefährten Die ewige Jugend erschließt uns die Sinne. Kehrt wieder, ihr alle Ihr seid die Erklärten; Ihr Geister, bestürmt uns! O haltet nicht inne!